

Moritz Baßler, *Deutsche Erzählprosa 1850–1950. Eine Geschichte literarischer Verfahren*. Erich Schmidt, Berlin 2015. 416 S., € 49,80.

Besprochen von **Gregor Streim**: Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Fürstengraben 18, D-07743 Jena, E-Mail: gregor.streim@uni-jena.de

DOI 10.1515/arbi-2017-0031

Der Untertitel des Buches verweist auf das Programm einer alternativen Literaturgeschichte, die Moritz Baßler als ‚Verfahrensgeschichte‘ bezeichnet. Diese soll sich nicht an Themen und Diskursen, sondern an Schreibweisen orientieren. Baßlers Insistieren auf dem ‚Gemachtsein‘ von Literatur ist gut nachvollziehbar, auch wenn seine Kritik der bisherigen Literaturgeschichtsschreibung überzogen wirkt. Schließlich werden von dieser ja nicht nur Inhalte und Programme, sondern stets auch Darstellungsweisen berücksichtigt, und das gilt insbesondere in Hinblick auf die literarische Moderne.

Das Neuartige von Baßlers Projekt liegt allerdings nicht so sehr in einer allgemein stärkeren Fokussierung formaler Aspekte als in dem besonderen, formalistisch-strukturalistischen Begriff des ‚literarischen Verfahrens‘, den er dabei zugrunde legt. Unter ‚Verfahrensanalyse‘ versteht er eine klassisch-strukturalistische Analyse textueller Bedeutungsstrukturen, die sich auf Roman Jakobson, Jurij M. Lotman und Roland Barthes stützt. Mit Lotman nimmt er dabei die Relationen zwischen drei Textebenen in den Blick: der manifesten Textebene als syntagmatischem Zeichenzusammenhang; der Darstellungs- und Inhaltsebene, auf der die Zeichen paradigmatisch, also nach der Achse des sprachlichen und kulturellen Wissens beziehungsweise nach ‚kulturellen Codes‘ – Baßler differenziert hier mit Barthes noch einmal zwischen ‚Frames‘ und ‚Skripten‘ (vgl. S. 17) – ausgewählt sind; und der Bedeutungsebene, auf der der Inhalt selbst zeichenhaft wird und Bedeutung erhält. Die entscheidende Anregung für eine historische Anwendung dieses Analyseansatzes gibt ihm Jakobson mit seiner These, dass sich Epochen dahingehend charakterisieren ließen, ob in ihnen metonymische oder metaphori-

sche Verfahren dominieren, wobei erstere den Realismus, letztere dagegen Romantik und Symbolismus kennzeichnen (vgl. S. 19). Im Anschluss daran unterscheidet Baßler idealtypisch zwischen dem ‚realistischen‘ und dem ‚emphatisch-modernen Text‘. Im realistischen Text werden auf leicht verständliche Weise vertraute kulturelle Codes aufgerufen; alles dient dem Verständnis des Inhalts: „Kurz: der realistische Text verfährt metonymisch, d.h. er bewegt sich im Rahmen unserer kulturellen Codes. Der Übergang von der Textebene zur Darstellungsebene, von der Ebene der Zeichen zur Diegese, erfolgt automatisch“ (S. 22). Im ‚emphatisch-modernen‘ Text wird das einfache Verständnis der Inhaltsebene dadurch gestört, dass es keine konsistenten Vorstellungsrahmen (Frames) mehr gibt beziehungsweise „das eigentlich Gemeinte durch einen Begriff aus einem anderen Frame“ ersetzt wird, was Baßler mit Jacobson als metaphorisches Verfahren bezeichnet: „Kurz: Die zahlreichen und offenbar kalkulierten Framebrüche in diesem Text lassen das Entstehen einer stabilen Diegese mit einer raumzeitlichen Ordnung, konsistenten Figuren und Handlungen, nicht zu. [...] Das metaphorische Verfahren hat sich verabsolutiert zu einem neuen Modus erheblich erschwerter Form“ (S. 25f.).

Diese typologische Unterscheidung versucht Baßler dann historisch zu funktionalisieren, indem er sie auf die literaturgeschichtlichen Epochenabschnitte von 1850 bis 1950 überträgt, wobei er sich größtenteils an einem gängigen, wenn auch nicht unproblematischen Modell von Stilepochen orientiert. Die vier großen Kapitel seines Buches behandeln den Poetischen Realismus (1850–1890), die Literatur der Jahrhundertwende (1890–1910), die avantgardistische (‚emphatische‘) Moderne (1910–1925) und die Neue Sachlichkeit beziehungsweise ‚Die neuen Realismen‘ (1925–1950). Diese Unterteilung hat den Vorteil der Kompatibilität seiner Untersuchung mit herkömmlichen Literaturgeschichten, ist mit Blick auf den (eigentlich ahistorischen) formalistischen Ansatz aber doch überraschend und handelt dem Autor auch einige Probleme ein. Denn auf diese Weise bindet er die strukturalistische Analyse von Schreibweisen doch wieder an die historische Poetologie an, so dass sich seine Verfahrensgeschichte teilweise wie eine strukturalistische Reformulierung historischer Programmatik liest. Baßler merkt zwar an, dass man Poetiken und Verfahren auseinanderhalten müsse, hält es aber dennoch für nötig, Programmdiskurse zu rekonstruieren, „um die Logik einer bestimmten Epoche im Hinblick auf ihre generative und selektive Kraft zu erfassen“ (S. 15). In dieser Formulierung klingt ein gewisser Epochenidealismus an, der davon ausgeht, dass Epochen sich auf eine ihnen wesenhafte Verfahrenslogik zurückführen lassen. Jedenfalls begründet der Autor so, warum er in den einzelnen Kapiteln in starkem Maße auch historische Programmtexte berücksichtigt und diese mit den literarischen Textbeispielen in Beziehung setzt. Die starke Anlehnung an die historische Poetik erklärt vielleicht auch, warum er

seinen verfahrensgeschichtlichen Ansatz in den Kapiteln über den Poetischen Realismus und über den Expressionismus am überzeugendsten zur Geltung bringen kann.

Im Poetischen Realismus korrespondiert das quasi automatisierte Verhältnis von Text- und Darstellungsebene (die unmittelbare Verständlichkeit der Diegese) mit einer Poetik der Verklärung, die das Wesen der Wirklichkeit erkennbar machen will und dem Inhalt eine allgemeine, symbolische Bedeutung zuweist. An verschiedenen Textbeispielen zeigt Baßler auf, dass dieses Programm allerdings nur selten literarisch realisiert wird, was er mit einem „Überschuss des Diegetischen [...] gegenüber dessen Sinn“ (S. 50) erklärt. Der Poetische Realismus scheitert demnach an dem Projekt der Verklärung, weil es ihm nicht gelingt, die allgemeine Bedeutung als „stabilen Metacode zu positivieren“; die Bedeutungsangebote verbrauchen sich vielmehr „im realistisch-metonymischen Fortgang der Erzählung“ (S. 53). An zentralen Handlungsmustern, etwa der Entsagung, zeigt Baßler auf, wie die poetische Symbolisierung immer wieder durch die realistische Metonymisierung unterlaufen wird. Eine Stärke seiner Untersuchung bilden hier wie auch in den anderen Kapiteln die zahlreichen detaillierten Textanalysen, in denen er sowohl kanonische als auch wenig bekannte Erzähltexte in den Blick nimmt und dabei ein breites literaturgeschichtliches Panorama entwirft.

Die literarische Moderne der Jahrhundertwende, die durch eine Pluralisierung der Schreibweisen und Programme gekennzeichnet ist, lässt sich demgegenüber sehr viel schwerer mit einem charakteristischen Verfahren identifizieren. Baßler macht dieses in den ‚routines‘ aus, worunter er ein rollen- beziehungsweise figurenbezogenes Erzählen wie im *Lieutenant Gustl* oder im *Bahnwärter Thiel* versteht, in dem zugleich eine sprachliche Idiosynkrasie ausgestellt wird. Es handelt sich in seinen Augen hierbei um eine ‚partikulare Verfahrensweise‘, durch die die den Realismus kennzeichnende automatisierte Verbindung von Text- und Darstellungsebene tendenziell aufgelöst wird. Im Grunde nimmt Baßler hier die oft beschriebene Subjektivierung und Psychologisierung des Erzählens um 1900 in den Blick. Dadurch würde insbesondere der Naturalismus den poetisch-realistischen Anspruch aufgeben, die Metonymisierung mit einer Symbolisierung zu verbinden. Indem die „poetisch-symbolische Überformung“ der Psyche der Figur zugeschrieben würde, verlören die Symbole ihre Allgemeingültigkeit und würden selbst „narrativ metonymisiert“ (S. 128). Gegen diese These kann man allerdings einwenden, dass allgemeingültige Symbole auch im Modus der Figurenrede oder der internen Fokalisierung vermittelt werden können, der ja nie allein dazu dient, die Psyche der Figur realistisch abzubilden, sondern immer auch übergeordnete Deutungsangebote enthält, wie etwa die Opposition von Natur und Kultur in den beiden genannten Erzählungen. Weder gehen naturalistische Texte in der metonymischen Milieubeschreibung auf noch symbolistische

Texte in der Suggestion von Stimmungen. Vielmehr lassen sich beide auch auf lebensphilosophische und willensmetaphysische ‚Metacodes‘ hin analysieren.

Den historischen Gegenpol zum realistischen Verfahren repräsentiert in Baßlers Darstellung dann die ‚absolute Prosa‘ der ‚emphatischen Moderne‘ beziehungsweise der expressionistischen Avantgarde. In den ‚radikal anti-metonymischen‘ Erzählungen von Carl Einstein, Gottfried Benn oder Paul Adler lässt sich eine Auflösung der Syntax feststellen, die zur Unverständlichkeit führt. Dabei finde jedoch keine Metaphorisierung statt; vielmehr werde das literarische Verfahren selbst ausgestellt, in Form einer „absolut-metaphorische[n] Textur“ (S. 241). Baßler knüpft hier an seine wichtige Studie über *Die Entdeckung der Textur*¹ an und gibt einen kenntnisreichen Überblick über die verschiedenen Spielarten expressionistischer Prosa. Dabei macht er auch deutlich, dass die absolute Prosa nur eine Extremform der ‚emphatischen Moderne‘ darstellt. Im Unterschied zu dieser sei in den mit ‚Satire‘ und ‚Halluzination‘ operierenden Erzählungen, etwa den fallstudienartigen Beschreibungen von Wahnsinn, noch eine realistische Diegese erkennbar, allerdings nur noch als Idiosynkrasie der von der Welt entfremdeten Ich-Figuren.

Den Epochenabschnitt von 1925 bis 1950² sieht Baßler dann generell durch eine Abkehr von der ‚emphatischen Moderne‘ und die Wiederkehr der ‚metonymischen Textur‘ des Realismus gekennzeichnet. Der ‚neue Realismus‘ wird von ihm vor allem auf die Neue Sachlichkeit bezogen, aber auch auf die historisch folgenden Tendenzen des ‚Magischen Realismus‘, der ‚NS-‘ und der ‚Kahlschlag-Literatur‘. Ähnlich und noch stärker als im Kapitel zur Jahrhundertwende steht er dabei vor dem Problem, heterogene Tendenzen ‚verfahrensgeschichtlich‘ auf den Begriff zu bringen, was zusätzlich dadurch erschwert wird, dass das Schlagwort ‚Neue Sachlichkeit‘ historisch kaum mit einer literarischen Programmatik verknüpft ist. Als charakteristisches Erzählverfahren der Neuen Sachlichkeit sieht Baßler eine ‚Frame-im-Frame-Logik‘ an, worunter er die Zurücknahme der auktorialen Deutungsinstanz und die Relativierung von Sinnangeboten versteht: „Nicht nur ist die diegetisch gesetzte sittliche Norm nicht zugleich auch die des Textes, wie das im Poetischen Realismus generell der Fall war. Jede Norm erweist sich vielmehr aus der auktorialen Position des Erzählers heraus als bedingt, beschränkt und an die Umstände gebunden“ (S. 297). Der Unterschied zum Poetischen Realismus liegt demnach darin, dass das auktoriale Erzählen hier nicht mit

¹ Vgl. Moritz Baßler, *Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910–1916*. Tübingen 1994.

² Baßler folgt mit dieser Epochenenteilung dem Vorschlag in Gustav Frank / Rachel Palfreyman / Stefan Scherer (Hgg.), *Modern Times? German Literature and Arts Beyond Chronologies. Kontinuitäten der Kultur. 1925–1955*. Bielefeld 2005.

einem stabilen Metacode verknüpft wird, sondern selbst partikular wird. Durch Ironie, Zynismus, Übertreibung oder Überinformation werde die „Bedingtheit und Begrenztheit von Meinungen und Standpunkten“ vermittelt (S. 299). Ähnlich wie im Hinblick auf das figurenperspektivische Erzählen der Jahrhundertwende ließe sich dagegen einwenden, dass der Verzicht auf auktoriale Kommentare nicht notwendigerweise mit der Eliminierung von Sinnangeboten einhergeht und dass auch in berichtsartigen Erzählungen wie in Remarques *Im Westen nichts Neues* auf der Darstellungsebene übergeordnete kultur- und zivilisationskritische Metacodes aufgerufen werden.

Die Problematik des ‚verfahrensgeschichtlichen‘ Epochenkonstrukts der Neuen Sachlichkeit wird besonders deutlich, wenn Baßler Döblins *Berlin Alexanderplatz* und Musils *Mann ohne Eigenschaften* als Beispiele neusachlichen Erzählens herausstellt. Denn tatsächlich sind die diese Romane – und den modernen Roman allgemein – kennzeichnenden Verfahren der Montage und des Perspektivismus ja keine neusachlichen Errungenschaften, sondern ein Erbe der Avantgarde (worauf der Autor auf S. 339f. selbst hinweist). Und dass Döblin den Anspruch hat, der modernen Wirklichkeit gerecht zu werden, macht seinen Roman ja noch nicht zu einer realistischen Erzählung. Hier zeigt sich das Grundproblem der Verfahrensgeschichte, die Darstellungsverfahren an Epochenkonzepte koppelt und deshalb eine historische Abfolge von ‚emphatischer‘ Moderne und neuem Realismus konstruiert, statt beide Tendenzen als parallele und sich vielfältig überschneidende zu beschreiben. Avantgardistisches und realistisches Erzählen wären viel eher als zwei Optionen der modernen Prosa im 20. Jahrhundert zu fassen.

Dieselbe Schwierigkeit tritt im Umgang mit der Literatur der 1930er und 1940er Jahre auf, wenn Baßler die Exilliteratur generalisierend als Fortführung des neusachlichen Realismus charakterisiert und die sogenannte ‚Innere Emigration‘ mit der Poetik des ‚Magischen Realismus‘ verknüpft. Tatsächlich lässt sich weder von einer Poetik der Exilliteratur noch von einer „Poetik der inneren Emigration“ (S. 366) sprechen; beide Begriffe fassen ein heterogenes Spektrum von Autoren. Die Verfahrensgeschichte läuft hier Gefahr, fragwürdige und überholte Versuche einer stil- und mentalitätsgeschichtlichen Definition von ‚Exilliteratur‘ und ‚Innerer Emigration‘ wiederzubeleben.

Das Verdienst von Baßlers Buch liegt darin, nachdrücklich daran erinnert zu haben, dass Literaturgeschichte keine reine Themen- und Diskursgeschichte sein kann, sondern auch die Schreibweisen in den Blick nehmen muss. Wie fruchtbar ein solches Vorgehen sein kann, führt er in zahlreichen erhellenden Detailanalysen bekannter und wenig bekannter Prosatexte vor. Als problematisch erweist sich das von ihm vorgeschlagene Modell einer ‚Verfahrensgeschichte‘ in zweierlei Hinsicht. Zum einen in dem Bemühen, literarhistorische Epochen jeweils mit einem literarischen Verfahren zu identifizieren. Die Applizierung der idealtypi-

schen strukturalistischen Unterscheidung zwischen dem realistischen und dem ‚emphatisch-modernen‘ Text auf das literaturgeschichtliche Epochenmodell führt dazu, dass eine historische Abfolge dieser Verfahren unterstellt wird. Das erweist sich insbesondere für die literarische Moderne des 20. Jahrhunderts, in der avantgardistische und realistische Programme und Schreibverfahren nebeneinander und in verschiedenen Verbindungen vorkommen, als nicht praktikabel. Hinterfragen könnte man zum anderen die Einengung des Konzepts des literarischen Verfahrens auf die Textsemiotik. So aufschlussreich diese in vielen Fällen ist, reicht die Unterscheidung von metonymischen und metaphorischen Strukturen doch nicht aus, um die vielfältigen Schreibweisen der Moderne genau genug erfassen und unterscheiden zu können. So wären etwa in Hinblick auf die Prosa narratologische Analyseverfahren hinzuzuziehen. Wollte man die Verfahrensgeschichte auf andere Gattungen, insbesondere das Drama, ausweiten, wären ohnehin noch andere Strukturmerkmale zu berücksichtigen.